

Lynn Austin
DIE TOCHTER DES BAUMWOLLBARONS

Lynn Austin

*Die Tochter des
Baumwollbarons*



Über die Autorin:

Lynn Austin ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in Illinois. Ihre große Familie, die vier Generationen umfasst, ist Aufgabe und Inspiration für sie. Wenn ihr neben dem Tagesgeschäft Zeit bleibt, macht sie Vortragsreisen und schreibt Bücher. Ihr Buch „Die Apfelpflückerin“ wurde zum Bestseller.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-058-7

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2002 by Lynn Austin

Originally published in English under the title

Candle in the Darkness

by Bethany House Publishers

a division of Baker Publishing Group,

Grand Rapids, Michigan, 49516, USA

German edition © 2009 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Deutsch von Dorothee Dziewas

Umschlagbild: Imagepoint © fotopool/creatas/Jupiterimages

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH / Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Bercker Graphischer Betrieb, Kevelaer

www.francke-buch.de



Prolog

Richmond, Virginia 1864

Silbrig glänzendes Mondlicht brach durch die geschlossenen Fensterläden und beleuchtete schwach das Zimmer von Caroline Fletcher. Auf dem abgetretenen Dielenfußboden bildete sich ein auffallendes Muster, das an die Gitterstäbe in einem Gefängnis erinnerte, und der Gedanke an das, was sie vielleicht schon bald erwartete, ließ Caroline frösteln.

Es war sinnlos, im Bett zu bleiben und auf den Schlaf zu warten. Er wollte sich einfach nicht einstellen. Carolines Gedanken und Gefühle waren viel zu durcheinander. Sie schlug die zerwühlte Bettdecke zurück, schwang die Beine auf den kalten Fußboden und durchquerte den Raum, um eine Kerze anzuzünden. Unten in der Diele schlug die Uhr zur vollen Stunde. Caroline hielt inne und zählte jeden Schlag – zehn ... elf ... zwölf. Mitternacht.

Caroline hatte mehr als zwei Stunden im Bett gelegen und flehentliche, tränenreiche Gebete für die Menschen vor Gott gebracht, die sie liebte. Aber sie spürte keine Erleichterung, ihre Sorgen quälten sie nach wie vor. Sie hatte vor allem für Charles gebetet, für Jonathan und Josiah und für ihren Vater und Robert. Sie hatte Gott angefleht, sie lebend und sicher durch diese lange dunkle Nacht zu bringen. Und sie hatte gebetet, dass ihre dummen Fehler und Unterlassungen ihnen nicht schaden würden. Für ihre eigene Rettung hatte sie nicht gebetet. Das Wasser, in dem sie sich befand, war viel zu tief und die Strömung zu reißend, als dass sie wieder sicher ans Ufer hätte kommen können.

Wenn sie noch einmal von vorne beginnen könnte und nicht bereits so tief in diesen langen, schrecklichen Krieg verwickelt wäre, würde

sie dann unbeteiligt vom Rand aus zusehen? Würde sie sich anders entscheiden, weniger Risiken eingehen? Diese Frage hatte Caroline sich unzählige Male gestellt, und jedes Mal war sie zu demselben Ergebnis gekommen. Sie würde alles wieder genauso machen, den gleichen Weg gehen. Aber wie konnte sie den Menschen, die sie liebte, ihre Gründe verständlich machen? Wie konnte sie hoffen, bei ihnen auf Verständnis zu stoßen?

Ihre Gedanken bewegten sich in sinnlosen Kreisen, während sie leise im Zimmer umherging. Wenn sie doch nur Papier hätte! Dann könnte sie eine Chronik dessen verfassen, was sie getan hatte, und erklären, warum sie sich selbst und ihre Lieben in eine solche Gefahr gebracht hatte. Aber im belagerten Richmond war Papier ein ebenso rares Gut wie Fleisch – und ein beinahe ebenso kostspieliges. Manche Zeitungen waren sogar dazu übergegangen, ihre neuesten Ausgaben auf Tapete zu drucken.

Carolines Schritte stockten. Die Wände der Eingangshalle waren mit einer marmorierten Tapete verkleidet. Ihr Vater hatte sie auf einer seiner Handelsreisen erstanden, und auch wenn sie Caroline an ihn erinnerte und an das schöne Leben, das sie einmal geführt hatten, konnte diese Tapete vielleicht einem höheren Zweck dienen. Immerhin war sie aus Papier – viel Papier. Und welchen Nutzen hatten Tapeten in einem Haus, das die Truppen der Union jeden Tag niederbrennen konnten?

Sie erinnerte sich daran, dass sie neben der Tür zur Bibliothek eine Ecke gesehen hatte, an der die Tapete sich löste. Caroline trug die qualmende, selbstgegossene Kerze nach unten und stellte sie unweit dieser Stelle auf den Boden. Dann kniete sie sich hin, um das Papier vorsichtig von der Wand abzuziehen. Den ganzen Eingangsbereich von der Tapete zu befreien, erforderte mehr Geduld, als sie momentan aufbringen konnte, aber bevor die Uhr die nächste Stunde schlug, gelang es ihr, ein ausgefranstes Stück von beinahe fünfzig Zentimeter Länge abzureißen. Für den Anfang genügte das. Sie würde einfach so klein wie nur irgend möglich schreiben.

Während sie um die richtigen Worte betete, die Dringlichkeit ihrer Aufgabe klar vor Augen, setzte Caroline sich in der Bibliothek an den Mahagonischreibtisch ihres Vaters und tauchte die Feder in das Tintenfass ...

Während ich dies bei Kerzenlicht schreibe, belagern Nordstaaten-truppen Richmond. Die Uhr in der Diele sagt mir, dass es weit nach Mitternacht ist, aber ich finde keinen Schlaf. Ich weiß nicht, was der morgige Tag bringt, und ich weiß auch nicht, wann man mich verhaftet – aber ich bin mir jetzt ganz sicher, dass man es tun wird. Wenn ich nachts wach liege, so wie heute, lausche ich in die Dunkelheit und warte auf das Klopfen an der Tür. Ich denke an Castle Thunder und frage mich, ob ich bald eine der düsteren Gefangenen sein werde, die hinter den Gitterstäben der winzigen Fenster hervorlugen.

Ich habe keine Angst um mich selbst, sondern vielmehr um all die Menschen, die ich liebe. Ich muss erklären, warum ich tun musste, was ich tat, und die Geschichte mit meinen eigenen Worten erzählen, bevor jene, die nichts verstanden haben, sie erzählen. Sie werden mich eine Verräterin und eine Mörderin nennen, und ich vermute, dass ich tatsächlich beides bin. Ich habe Menschen verraten, die mir vertrauten. Männer sind wegen mir gestorben. Meine Verwicklung in bestimmte Ereignisse im Libby-Gefängnis hat dazu geführt, dass mir moralische Ungehörigkeiten vorgeworfen werden, derer ich nicht schuldig bin. Doch die Leute werden glauben, was sie glauben wollen. Und wenn zu meiner Liste von Vergehen noch eine Schar von Gerüchten hinzukommt, bin ich mir nicht sicher, ob überhaupt jemand verstehen wird, warum ich so gehandelt habe, wie ich es tat. Ich kann nur beten, dass ihr zumindest versucht, es zu verstehen.

Ich habe keine Angst vor dem Gefängnis, und ich bereue auch keine einzige Entscheidung, die ich getroffen habe. Wie die Bibel sagt: „Wer seine Hand an den Pflug legt und zurückschaut, den kann Gott nicht gebrauchen, wenn er jetzt seine Herrschaft aufrichten will.“ Ich bedauere nur, dass ich unschuldige Menschen verletzt habe. Ich habe mit aller Macht versucht, nicht zu lügen, aber während ich dies schreibe, wird mir bewusst, dass Falschheit sich auch anders äußern kann als in Worten – und ich habe eine Lüge gelebt. Dafür bitte ich Gott um Vergebung.

In den langen, schlaflosen Nächten, die hinter mir liegen, hatte ich sehr viel Zeit, über diese Dinge nachzudenken. In Gedanken bin ich dorthin zurückgegangen, wo meine Reise begann, zu dem Morgen, an dem ich aufwachte, weil Tessie um ihren Sohn weinte. Ich musste prüfen, ob ich etwas anders hätte machen, mich anders hätte entscheiden können und dann vielleicht an einem anderen Ort gelandet wäre

als an dem, wo ich heute bin. Ich habe beschlossen, meine Geschichte aufzuschreiben und sie ganz von Anfang an zu erzählen. Ich bete, dass ihr alles lesen werdet, bevor ihr entscheidet, ob das, was ich tat, Sünde war.

Hier ist also nun meine Geschichte.

Teil 1



„Wer seinen Bruder liebt, der bleibt im Licht, und durch ihn kommt niemand zu Fall. Wer aber seinen Bruder hasst, der ist in der Finsternis und wandelt in der Finsternis und weiß nicht, wo er hingeht; denn die Finsternis hat seine Augen verblindet.“

1. Johannes 2,10-11



Kapitel 1

Richmond, Virginia 1853

Der erste Schrei riss mich aus dem Schlaf. Der zweite fuhr mir bis tief in die Seele.

Ich setzte mich im Bett auf und suchte in meinem verdunkelten Zimmer nach Tessie, aber das Lager, auf dem meine schwarze Mammy normalerweise schlief, war leer.

„Tessie?“ Meine Stimme bebte vor Angst. „Tessie, wo bist du?“

Regen trommelte gegen die Fensterscheibe, dessen hektisches Geprassel meinen Herzschlag weiter anpeitschte. Hinter den geschlossenen Fensterläden war der Tag düster und trostlos angebrochen. Donner grollte in der Ferne. Dann durchbrachen die herzerreißenden Schreie erneut die Stille.

„Nein ... *bitte!*“

Der Tumult spielte sich draußen ab, genau unter meinem Fenster.

„Bitte nehmt ihn nicht mit, bitte nehmt mir meinen Jungen nicht weg, *bitte!*“

Die Stimme, die in ihrem Schmerz kaum wiederzuerkennen war, gehörte Tessie.

Ich konnte es nicht glauben. So lange ich denken konnte, all die zwölf Jahre meines Lebens, war Tessie ein glücklicher, sorgloser Mensch gewesen. Immer hatte sie gesummt oder gesungen, während ihre eleganten braunen Hände mich anzogen oder mein Haar bürsteten. Wenn ich einsam war, vertrieb sie meine Traurigkeit mit ihrem Lachen oder einem Lächeln, das ihr dunkles Gesicht erleuchtete. Mutter war diejenige, die „Anfälle“ hatte, bei denen sie weinte und tagelang in ihrem Zimmer vor sich hin litt, aber Tessie hatte ich

noch nie weinen hören. Und dies waren so schreckliche, qualvolle Schreie.

„Bitte schicken Sie meinen Jungen nicht weg, ich flehe Sie an, Massa! *Bitte!*“

Nun begann auch Tessies Sohn zu weinen. Grady war neun – nur drei Jahre jünger als ich –, und ich hatte ihn nicht ein einziges Mal weinen hören, seit er als Baby in seinem Körbchen neben dem Herd in der Küche geschlafen hatte. Tessie hatte mir erlaubt, mit ihm zu spielen, als wäre er eine lebendige Puppe, mit seinen dicken braunen Bäckchen und einem Kichern, das mich immer zum Lachen brachte. Ich weiß noch, wie sehr seine kleinen Hände mit den winzigen braunen Fingern und den weichen rosafarbenen Handflächen mich fasziniert hatten.

Draußen entfernte sich das Flehen und Weinen. Ich kletterte aus meinem Bett und eilte zum Fenster, das dem Garten hinter dem Haus zugewandt war. Es dauerte eine Weile, bis ich die Fensterläden öffnen konnte, weil ich das noch nie getan hatte. Das war jeden Morgen Tessies Aufgabe.

Zwei Fremde stapften den gepflasterten Weg hinunter und durch das schmiedeeiserne Tor. Erbarmungslos zerrten sie den schreienden Grady aus der Sicherheit unseres Gartens. Die beiden waren raue Kerle, wie Arbeiter gekleidet, und ich beobachtete entsetzt, wie sie Grady auf einen Planwagen hoben, der am Bordstein wartete. Der Wagen war vollgedrängt mit schwarzen Menschen jeden Alters, einige von ihnen in Ketten und Fußfesseln. Die Männer stießen die Sklaven mit Peitschen und brüllten sie an, bis sie auf der Ladefläche noch enger zusammenrückten, um Platz für Grady zu machen.

Papa stand in der Nähe des Tores, die Arme vor der Brust verschränkt, und sah ihrem Treiben zu. Er war schon für die Arbeit gekleidet, und der Regen hinterließ dunkle Flecken auf seinem Mantel und seiner Hutkrempe. Der große Eli, unser Stallknecht, stand mitten auf dem Weg und versuchte Tessie festzuhalten, die um ihren Sohn flehte.

„Nein! Nicht meinen Jungen! Er ist doch alles, was ich habe! Bitte nicht!“

Ich wandte mich vom Fenster ab und rannte in meinem Nachthemd die Treppe hinunter, ohne mir Zeit für Hausschuhe oder Morgenmantel zu nehmen. Als ich in den Regen hinausrannte, er-

spähte mich Esther, unsere Köchin, von der Küche aus, die sich in einem separaten Gebäude hinter unserem Haus befand. Sie eilte hinaus und packte mich, bevor ich Tessie erreicht hatte. Hastig zog sie mich in die verräucherte Wärme der Küche.

„Immer schön langsam, Missy ... wo wollen Sie denn im Nachthemd hin?“

„Ich gehe zu Tessie“, sagte ich und wand mich aus Esthers Griff. Ich versuchte, an ihr vorbeizuschlüpfen und zur Tür zu laufen, aber für eine Frau ihres Umfangs bewegte sie sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit und versperrte mir mit ihrem breiten Körper den Weg.

„Das tun Sie nicht, kleine Missy. Sie werden nicht in diesem Aufzug in den Regen hinausgehen.“

„Aber ... aber Tessie weint. Und Grady auch. Wo bringen diese Männer ihn denn hin?“

„Massa Fletcher bespricht seine Geschäfte nicht mit mir. So, jetzt ist aber Schluss! Hören Sie auf, so zu zappeln, Missy!“

Esther hielt mich fest, während ich versuchte, mich loszustrampeln, warf aber gleichzeitig einen besorgten Blick auf den Schinken, den sie für unser Frühstück in der Pfanne briet. Ich konnte Tessies mitleid-erregendes Heulen durch das Zischen des Schinkens, das knisternde Feuer im Herd und den trommelnden Regen auf dem Küchendach hindurch immer noch hören. Dann vernahm ich das Geklapper von Hufen und Rädern, das mir verriet, dass der Planwagen schließlich davonfuhr.

Einige Minuten später ging die Küchentür auf und Eli kam herein. Er trug Tessie wie ein Kind auf dem Arm. Jetzt wehrte sie sich nicht mehr gegen ihn, sondern hing schlaff in seinen Armen, die Hände vors Gesicht geschlagen. Der Regen hatte beide völlig durchnässt und rann aus ihren lockigen Haaren wie Tränen über ihre Gesichter. Tessie schluchzte, als würde ihr das Herz brechen, und ich sah, dass es nicht nur der Regen war, der über Elis Gesicht lief. Auch er weinte.

„Gott sieht das alles, Tessie“, murmelte er, als er sie auf einen Stuhl neben dem Feuer setzte. „Gott weiß, wie du leidest. Ihm haben sie auch den Sohn weggenommen, erinnerst du dich? Er weiß, wie es sich anfühlt, den eigenen Sohn zu verlieren.“

Jetzt erst ließ Esther mich los und eilte zu ihrer Bratpfanne zurück. Mit einer geübten Handbewegung wendete sie die dicke

Schinkenscheibe und schob die Pfanne wieder über die Flamme. Ich war frei und konnte zu Tessie laufen, aber ich tat es nicht. Stattdessen trat ich einen Schritt zurück, überwältigt von ihrer Verzweiflung. Selten hatte ihre Aufmerksamkeit etwas oder jemand anderem gegolten als mir. Selbst als Grady noch ein Baby war, hatte sie ihn in seinem Körbchen schreien lassen und sich um mich gekümmert, wenn ich es verlangte. Zum ersten Mal in meinem Leben schien Tessie mich überhaupt nicht zu bemerken, so wie meine Mutter während ihrer Anfälle.

„Schhh, nicht weinen“, murmelte Eli. Er nahm Esthers Tuch vom Haken neben der Tür und legte es um Tessies Schultern. „Nicht weinen ...“

„Nein!“, rief Esther plötzlich. Mit einem lauten Knall, der mir einen Schrecken einjagte, stellte sie die Bratpfanne auf den Tisch. „Lass das Mädchen weinen“, sagte sie zu ihrem Mann. „Ich weiß, wie sie sich fühlt, und du weißt es doch ebenso gut. Hat man unseren Sohn nicht auch verkauft und mitgenommen? Diesen Schmerz vergisst eine Mutter nicht. Nie! Ich fühle ihn heute noch.“

Tessie hob den Kopf und blickte Esther an. Ihre Miene war schmerzverzerrt. „Dein Junge ist doch im nächsten Dorf. Du weißt, wie es ihm geht. Mein Junge kommt zur Auktion und ich werde ihn nie wiedersehen!“

„Nur in diesem Leben, Tessie“, tröstete Eli sie. „Im Himmel wirst du für immer mit Grady zusammen sein.“

Tessie fuhr sich mit dem Handballen über die Augen und zog das Tuch fester um ihre Schultern, um ihren zitternden Körper zu wärmen. Zum ersten Mal nahm sie mich wahr. Sie sah mir direkt in die Augen, was sie noch nie zuvor getan hatte. Kein Sklave wagte es, einem Weißen in die Augen zu sehen. Tessies Blick war kalt vor Hass.

„Daran ist Ihre Mama schuld“, sagte sie, und ihre Stimme war vor Wut ganz schneidend. „Ihre Mama ist schuld!“

„Tessie!“, sagte Eli entsetzt. „Halt den Mund!“

Ich wandte mich ab und floh. Weinend rannte ich durch den Garten, ins Haus und in mein Zimmer hinauf.

Den restlichen Tag über sah ich Tessie nicht. Luella kam kurze Zeit später mit meinem Frühstückstablett herauf, half mir, mich anzuziehen, und bürstete mein Haar. Aber Luella summte oder sang

nicht, wie Tessie es immer tat, und sie bürstete so fest, dass es ziepte und mir die Tränen kamen.

„Wo ist Tessie?“, fragte ich sie, als sie mein Bett machte. „Warum haben diese Männer Grady mitgenommen?“

Luella zuckte mit ihren knöchigen Schultern. „Weiß nicht, Missy. Darüber weiß ich nichts.“

Den ganzen Vormittag über saß ich allein in meinem Zimmer, blickte zum Fenster hinaus und sah zu, wie der Regen sich unten auf der Straße in Pfützen sammelte. Unser Haus stand an der Ecke Grace Street und Sechszwanzigste Straße, und von meinem Zimmer aus konnte ich auf unseren Garten und die Straße hinaussehen. Das Tor stand offen und schwang leicht im Wind. Ich starrte dorthin, wo der Planwagen gestanden hatte, als könnte ich ihn dadurch zurückholen und die Männer dazu bewegen, Grady nach Hause zu bringen, sodass unser aller Leben wieder so würde wie vorher. Aber die Kutschen und Wagen, die an unserem Haus vorbeifuhren, wurden nicht langsamer, geschweige denn, dass sie angehalten hätten. Grady kam nicht zurück.

Gegen Mittag kam das Dienstmädchen meiner Mutter, um mich zu holen. „Ihre Mama will Sie sehen“, sagte Ruby. „Sie will, dass Sie heute mit ihr zu Mittag essen. In ihrem Zimmer.“

Es war das erste Mal seit dem letzten Weinkrampf vor mehreren Wochen, dass ich meine Mutter sehen würde, und ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete. Ich war sehr nervös, als ich zu ihrer Suite am anderen Ende des Flurs ging – vor allem, weil Tessie nicht bei mir war, um mich anzustupsen und mir Mut zu machen. Sobald ich den Raum betrat, erkannte ich, dass Mutter guter Laune war. Ruby hatte die Vorhänge zurückgezogen und die Fensterläden geöffnet, und obwohl es draußen immer noch regnerisch und trüb war, wirkte das Zimmer meiner Mutter nicht so trostlos und deprimierend wie sonst während ihrer traurigen Phasen.

„Hallo, Liebling“, sagte sie und lächelte mir schwach von ihrem Sessel vor dem Fenster aus zu. „Komm her und gib deiner Mama einen Kuss.“

Ich durchquerte den Raum und berührte mit den Lippen flüchtig die Wange meiner Mutter. Sie sah schrecklich dünn aus, und die Knochen traten unter ihrer blassen Haut deutlich hervor. Aber meine Mutter war immer noch eine auffallend schöne Frau. Ich hatte

meine welligen braunen Haare von ihr geerbt, nicht aber meine dunklen Augen. Mutters Augen waren blassgrau, wie Gewitterwolken im Frühling. Ich fragte mich, ob die vielen Tränen, die sie vergossen hatte, die Farbe aus ihren Augen herausgewaschen hatten.

Mutter bedeutete mir mit einer Geste, ich solle mich ihr gegenüber an den kleinen Tisch vor dem Fenster setzen. Sie strahlte eine fieberhafte Intensität aus, als würde ein unaufhaltsam sprudelnder Energiestrom durch ihre Adern rauschen. Während Ruby das Essen anrichtete, plauderte Mutter fröhlich und sprang dabei von einem Thema zum anderen wie ein kleiner Vogel, der von einem Ast zum nächsten hüpfte. Ich hörte kaum zu. Stattdessen betrachtete ich das vollkommene Gesicht meiner Mutter, ihre anmutigen Gesten und ihre kleinen, zarten Hände, die ihre Serviette über ihrem Schoß ausbreiteten.

Ihre atemlose Stimme und die schnellen Worte ließen sie so klingen, als wäre sie Treppe um Treppe bis ins oberste Stockwerk eines Gebäudes gerannt, wo ein atemberaubender Ausblick sie erwartete. Wenn sie diesen Ort erst einmal erreicht hatte und ihr alle Welt zu Füßen lag, waren ihre Tage, das wusste ich, mit Lachen und fröhlichen Gesprächen gefüllt. Sie schmiedete dann wundervolle Pläne für all die Dinge, die sie sehen und machen wollte: in Richmonds vornehmsten Geschäften einkaufen, ausgefallene Seidenkleider und Hüte aus England und Frankreich bestellen und Einladungen zu Bällen und Festen und eleganten Dinern annehmen. Ich war schon öfter mit ihr dort oben gewesen, und ich wusste, was als Nächstes kam. Nach einer Weile würde sie die Stufen wieder hinabzusteigen beginnen. Das fröhliche Lachen und Plaudern würde allmählich verklingen, während sie immer weiter hinunterging, bis sie irgendwann den kalten, dunklen Keller erreichte, wo sie in Kummer und Tränen lebte.

Ich dachte an Tessies bittere Tränen an diesem Morgen und nahm all meinen Mut zusammen. „Hast du Grady fortgeschickt?“, fragte ich, als Mutter innehielt, um Luft zu holen.

„Also wirklich, Caroline, du weißt doch, dass ich mit diesen Sklaven überhaupt nichts zu tun habe – außer mit Ruby natürlich. Sie gehört mir schon, seit ich ein kleines Mädchen war, wie du eines bist. Habe ich dir das jemals erzählt? Ruby ist meine treue Mammy, seit ich denken kann. Mein Papa hat sie mir als Hochzeitsgeschenk

gegeben, weil er wusste, dass ich nicht einen Tag lang ohne sie auskommen würde. Genau wie bei dir und deiner Mammy. Aber Tessie und all die anderen sind das Eigentum deines Papas, nicht meins. Es ist seine Aufgabe, sich um sie zu kümmern, und –“

Sie verstummte plötzlich und runzelte die Stirn. Einen schrecklichen Augenblick lang befürchtete ich, sie wäre wütend auf mich. Vielleicht hätte ich sie nicht nach Grady fragen sollen. Was, wenn sie beschloss, mich auch wegzuschicken? Aber einen Augenblick später sagte sie: „Wer hat denn dein Haar so zugerichtet, Caroline? Dein Scheitel ist krumm und schief und sitzt nicht annähernd in der Mitte. Und überall kommen die Haare aus deinem Netz wie ... wie bei einem alten Vogelnest.“

Mutter stellte ihre Teetasse ab, als könne sie unmöglich auch nur einen einzigen Schluck trinken, während meine Haare in diesem unordentlichen Zustand waren. „Ruby!“, rief sie. „Ruby, komm her und sieh mal, ob du etwas mit den Haaren dieses Kindes machen kannst. Was in aller Welt ist denn in deine Mammy gefahren, dass sie es derart desaströs frisiert hat?“

„Tessie hat meine Haare heute nicht gemacht, sondern Luella.“

„Luella? Aber sie ist doch eine alte Küchenmagd! Hat man so etwas schon gehört – ein gewöhnliches Küchenmädchen richtet die Haare meiner Tochter? Das ist eine Schande.“

„Luella hat mir heute geholfen, weil sie Grady abgeholt haben und Tessie geweint hat und –“

Meine Mutter hielt sich die Ohren zu. „Ich habe dir doch gesagt, dass ich nicht über diese Leute reden will, Caroline. Anständige junge Damen befassen sich nicht mit so unangenehmen Dingen wie Sklaven. Ich habe deinen Vater immer wieder gewarnt, dass du dich zu viel mit ihnen abgibst, und siehst du? Ich hatte recht. Genau das habe ich gemeint. Es ist überhaupt nicht gut für dich. Ruby, steh nicht da und glotze; frisier dem Kind die Haare.“

„Ja, Ma'am.“

Ruby führte mich zur Frisierkommode meiner Mutter und setzte mich vor den Spiegel. Ich sah zu, wie sie das Netz abnahm, das Luella ungeschickt festgesteckt hatte, und meine Haare mit Mutters silberner Bürste zu kämmen begann. Die weichen Borsten streichelten meinen Kopf so, wie Tessies sanfte Finger es taten, wenn sie mir abends über die Wange strich, damit ich einschlief.

„Sie hat Ihr Haar, Ma'am“, sagte Ruby. „So dick und schön. Sie sieht bestimmt genauso aus wie Sie, wenn sie erwachsen ist ... sehen Sie?“ Ruby drehte meine Haare mit einer schnellen Handbewegung in einen kleinen Knoten und hielt sie an meinem Hinterkopf hoch zu der Frisur einer erwachsenen Dame. Irgendwie hatte sie das Haar auch an den Seiten aufgebauscht, sodass mein Gesicht modisch mondförmig aussah, wie das meiner Mutter.

„Kann Ruby es bitte so hochstecken, Mutter?“, bat ich. „Damit es aussieht wie deins?“

„Himmel, nein. Dazu bist du viel zu jung.“

„Bitte, nur so zum Spaß.“ Ich wusste nicht, woher ich den Mut nahm, hartnäckig zu bleiben. Normalerweise war ich zu schüchtern, um überhaupt etwas zu irgendjemandem zu sagen, vor allem zu meiner Mutter, die im Grunde genommen eine Fremde für mich war. Aber ich vermisste Tessie, und ich schöpfte Mut aus der Tatsache, dass meine Mutter wieder aus ihrer traurigen Phase herausgeklettert zu sein schien. Als ich ihr Gesicht im Spiegel betrachtete, lächelte sie.

„Na gut. Steck es ihr hoch, Ruby. Dann können Caroline und ich Tee trinken wie zwei feine Damen der Gesellschaft.“

Ruby zog mir fachmännisch einen Scheitel und zog und drehte an meinen Haaren, steckte Haarnadeln hinein und ein Paar von Mutters schönen elfenbeinernen Haarkämmen. Mein Kopf fühlte sich merkwürdig wackelig an. Ich starrte in den Spiegel und erkannte das erwachsene Mädchen, das mir daraus entgegenblickte, beinah nicht wieder.

„Missy Caroline wird einmal sehr schön, genau wie Sie, Ma'am“, sagte Ruby, während sie arbeitete. „Und sie hat auch Ihre Haut. So weiß wie Milch.“

„Wenn wir sie in Zukunft davon abhalten können, im Garten herumzurennen, bleibt ihre Haut vielleicht sogar weiß“, sagte Mutter. „Ich habe ihrem Vater gesagt, dass sie jetzt zwölf Jahre alt ist und es nicht sein darf, dass ihre hübsche Haut überall Sommersprossen von der Sonne aufweist. Oder schlimmer noch, dass sie so braun wird wie ein Neger. Also wirklich, es ist schlimm genug, dass sie den ganzen Tag mit einem von ihnen spielt, da muss sie nicht auch noch wie eine von ihnen aussehen.“

Grady.

Plötzlich dachte ich an das Gefühl warmen Sonnenscheins auf meinem Haar und meinem Gesicht, an das kühle Gras unter meinen nackten Füßen und den Klang von Gradys Lachen, wenn wir im Garten Fangen spielten. Ich erinnerte mich, dass ich hoch über uns meine Mutter hinter ihrem mit Vorhängen verhüllten Fenster hatte stehen sehen.

Tränen traten mir in die Augen. Grady war fort – mein Spielkamerad, mein Freund. Sie hatten ihn in einen Wagen voller angeketteter Sklaven geworfen.

Mutter schien meine Tränen nicht zu bemerken, denn sie plapperte weiter. „Du meine Güte, Caroline, du siehst ja ganz erwachsen aus. Es dauert nicht mehr lange, und du bist zu alt, um kurzärmelige Kleider zu tragen. Wir sollten deine Petticoats mit Reifen versehen statt mit diesen kindischen Biesen. Aber ich muss unserer nichtsnutzigen Köchin wirklich sagen, dass sie dir mehr zu essen geben soll. Ehrlich, du bist ja dünn wie eine Weide.“

Ich war zierlich gebaut und sehr klein für mein Alter, aber das war nicht Esthers Schuld. Sie tat, was sie konnte, um mich aufzupäppeln, und beschwerte sich ständig, dass ich wie ein Spatz aß. Sie schwor, irgendwann würde ein ordentlich starker Wind mich hochheben und bis nach Washington pusten.

„Und jetzt komm her und setz dich, Caroline. Wir müssen ein paar sehr wichtige Veränderungen besprechen.“

Mutters Worte ließen mich frösteln. Ich setzte mich auf meinen Stuhl am Teetisch, aber auf einmal war ich zu nervös, um etwas zu essen. Ich hasste Veränderungen jeglicher Art. Andere Mädchen in meinem Alter gingen nachmittags mit ihren Müttern Besuche machen, trafen sich mit deren Freunden und erlernten die Kunst höflicher Konversation. Aber meine Mutter, die einmal zur vornehmsten Gesellschaft von Richmond gehört hatte, verließ kaum jemals das Haus. Ich hatte mir den Grund dafür aus dem Getuschel der Bediensteten zusammengereimt sowie der Tatsache, dass der Hausarzt der Familie im Zimmer meiner Mutter ein und aus ging. Ihre Anfälle tiefer Traurigkeit, die sie tagelang weinen ließen, hingen damit zusammen, dass sie nicht in der Lage gewesen war, meinem Papa einen Sohn zu schenken.

Einmal hörte ich Ruby sagen, meine Mutter hätte ihr Baby „verloren“, und noch lange danach hatte ich Angst, Mutter könnte mich

auch verlieren. Monatelang klammerte ich mich bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen ich mit meiner Mutter das Haus verließ, an ihren Rock, weil ich mich davor fürchtete, verloren zu gehen. Später lernte ich, dass „verlorene“ Babys solche waren, die noch vor ihrer Geburt starben.

Als ich acht Jahre alt war, bekam meine Mutter tatsächlich einen Sohn. Sie und mein Papa waren überglücklich. Doch ihr Glück verwandelte sich schon bald in Kummer, als das Baby nur wenige Stunden später starb. Mein Bruder war ein sogenanntes „blaues“ Baby gewesen, hatte Ruby gesagt, und war einfach zu schwach gewesen, um zu leben. Mutters Trauer dauerte sehr, sehr lange. Ich sah sie monatelang nicht, aber das machte mir eigentlich nichts aus. Ich hatte Tessie, die sich um mich kümmerte. Tessies schlanke braune Arme umarmten mich, und ihre langen, anmutigen Finger wischten meine Tränen fort. Und mit Grady konnte ich spielen.

Die Anfälle meiner Mutter folgten danach einem Zyklus. Sie war überglücklich, wenn sie in anderen Umständen war, und zutiefst verzweifelt, wenn sie das Baby verlor. Mit den Jahren zog sie sich aus der glitzernden Gesellschaft Richmonds zurück, der sie einst vorgestanden hatte, weil sie das Bett nicht verlassen konnte, sobald sie schwanger war, und es nicht verlassen wollte, nachdem ihre Hoffnungen wieder einmal brutal zerschmettert worden waren.

Ich wurde eine ebensolche Einsiedlerin wie meine Mutter und fühlte mich in der Küche bei den Sklaven wohler als bei den Besuchen der wenigen Verwandten und Bekannten, die meiner Mutter gelegentlich noch ihre Aufwartungen machten. Ich hatte keine Ahnung, wie man mit Erwachsenen sprach – und das Verlangen, mit einem von ihnen zu reden, hatte ich auch nicht. Schüchtern und ungeschickt, wie ich war, wurde ich so schreckhaft und nervös wie ein Kolibri. Als ich neun Jahre alt war, engagierte Papa eine Hauslehrerin, die mir Lesen, Schreiben, Klavierspielen und das Anfertigen von Handarbeiten beibrachte. Sie hatte die letzten drei Jahre bei uns gewohnt und war vor einigen Monaten gegangen, weil sie einen Angestellten aus einem von Papas Lagerhäusern geheiratet hatte.

Jetzt rutschte ich auf dem kratzigen Pferdehaarsessel im Zimmer meiner Mutter herum und wartete darauf zu hören, worum es bei diesen neuen, wichtigen Veränderungen in meinem Leben ging.

„Hör zu, Caroline“, begann sie. „Ich habe beschlossen, dass es höchst-

te Zeit ist, dass du jeden Tag in eine richtige Schule gehst, zusammen mit anderen Mädchen deines Alters.“

Kalte Angst ließ mich in meinem Sessel erstarren. Ich wollte „Nein!“ rufen, aber ich brachte kein einziges Wort über die Lippen.

„Dein Vater und ich halten es für das Beste, wenn du das Mädchenpensionat hier in Richmond besuchst. Das ist die Schule, in die ich auch ging, als ich ein Mädchen war. Es ist alles arrangiert.“

Ihre Worte jagten einen kalten Schauer durch mich hindurch. Ich wurde jedes Mal krank, wenn meine Gewohnheiten sich auch nur minimal veränderten, und wenn der Gottesdienst an Ostern oder Weihnachten anders war als sonst, wurde mir richtiggehend schlecht. Der Gedanke, in eine unbekannte Schule zu gehen, einer strengen Direktorin und einer Horde fremder Mädchen gegenüberzutreten, erfüllte mich mit Schrecken. Ich schlug mir die Hände vor den Mund, während es in meinem Magen zu rumoren begann.

„Du brauchst mich gar nicht so anzusehen, Caroline, als wolltest du weglaufen und dich unter deinem Bett verstecken. Ich werde mir diesen Unsinn nicht länger gefallen lassen. Ich weiß nicht, was deine Mammy mit dir gemacht hat, aber es ist höchste Zeit, dass du dich zu der feinen jungen Dame entwickelst, die du sein solltest. Und das bedeutet, dass du lernen musst, wie man sich in Gesellschaft verhält und was von dir erwartet wird. Es tut mir leid, dass meine schlechte Gesundheit mich daran gehindert hat, dir all das beizubringen, aber das ist nun einmal nicht zu ändern.“

„Aber jetzt geht es dir doch gut, Mutter“, sagte ich mit rauer Stimme. „Kannst du mich nicht hier zu Hause unterrichten?“

„Sei nicht albern. Es ist viel besser für dich, mit anderen Mädchen in deinem Alter zusammen zu sein. Übrigens beginnt das Schuljahr in zwei Wochen.“

Ich vergrub mein Gesicht in den Händen und schluchzte.

„Caroline Ruth Fletcher, du hörst auf der Stelle auf zu weinen! Du bist doch kein Baby mehr. Du wirst diese Schule besuchen, also gewöhnst du dich besser an den Gedanken, hörst du? Sieh mich an.“

Ich hob den Kopf und nickte, aber die Tränen flossen weiter.

„Ich muss eine Näherin damit beauftragen, dir ein neues Kleid anzufertigen“, fuhr meine Mutter fort. „Ich glaube, die Mädchen in der Schule tragen immer noch Kleider aus dunkelgrünem Wollstoff mit weißem Kragen. So war es jedenfalls Tradition, als ich dort

Schülerin war. Es ist ein hübsches Grün, und es wird dir sehr gut stehen. Ich werde Bänder für dein Haar mitbestellen. Und Luella darf unter gar keinen Umständen noch einmal deine Haare machen, hast du verstanden? Deine Mammy muss sich entweder sofort zusammenreißen oder sie wird ausgepeitscht. Warum isst du nicht, Caroline? Sieh zu, dass du deinen Tee austrinkst und die Schnittchen aufisst.“

Mir war so schlecht, dass ich nicht wusste, ob ich überhaupt etwas essen konnte. Pflichtbewusst nahm ich einen der Sandwichstreifen, die Esther zubereitet hatte, und knabberte halbherzig daran, während meine Mutter weiter in Erinnerungen an das Mädchenpensionat von Richmond schwelgte. Es würde viel länger als zwei Wochen dauern, bis ich mich an den Gedanken gewöhnte hatte.

Als wir endlich zu Ende gegessen hatten, war meine Mutter bereit für ihre Laudanum-Tablette und ihren Mittagsschlaf. Endlich schickte sie mich fort. Ich war froh, dass sie vergessen hatte, Ruby zu sagen, sie solle mein Haar wieder wie gewohnt richten. Vorsichtig schwebte ich aus dem Zimmer und hielt den Kopf dabei so still wie möglich, weil ich fürchtete, meine Haare könnten den Kämmen ent schlüpfen.

Die Unterredung mit meiner Mutter hatte in mir gemischte Gefühle hinterlassen, so als würde ich gleichzeitig in zwei Richtungen gezogen. Ich mochte mein erwachsenes Aussehen mit den hochgesteckten Haaren, aber ich wollte nicht erwachsen genug sein, um in die Schule zu gehen. Es gefiel mir, mit meiner Mutter Tee zu trinken und Sandwiches zu essen, aber andererseits fehlte mir Tessie, die mich bemutterte und verwöhnte. Jedes Mal, wenn ich an Grady dachte und an den hasserfüllten Blick, mit dem meine Mammy mich angesehen hatte, kamen mir die Tränen. Ich hatte Tessie seit dem Morgen noch immer nicht gesehen.

Ich beschloss, mich auf die Suche nach ihr zu machen, und rannte durch den Regen in die Küche. Esther war in dem dampfenden Raum am Arbeiten und bellte der armen Luella Befehle zu. „Schneller, Mädchen, oder die Soße hier brennt mir an!“

„Wo ist Tessie?“, fragte ich mit erhobener Stimme, um den Lärm der klappernden Töpfe und Pfannen zu übertönen.

„Sie liegt krank im Bett“, erwiderte Esther. „Luella, ich habe gesagt, den *Salztopf*, nicht den albernen kleinen Salzstreuer. Verstanden?“

„Aber ich habe gerade in meinem Zimmer nachgesehen“, sagte ich, „und Tessie war nicht in ihrem Bett.“

„Sie ist oben, wo wir schlafen.“ Esther deutete mit dem Kopf auf die Leiter, die in das Sklavenquartier über der Küche führte. Ich machte einen Schritt darauf zu, aber Esther hielt mich zurück. „O nein, das werden Sie nicht tun. Sie gehen jetzt schön, Missy. Lassen Sie Tessie in Ruhe.“

„Aber warum darf ich sie denn nicht sehen? Ist sie böse auf mich?“

„Unsinn, Kind. Warum sollte sie böse auf Sie sein? Sie ist Ihre Mammy. Sie sind Ihr kostbares kleines Mädchen. Sie trauert um ihren Jungen, das ist alles. Und Sie müssen Ihr die Zeit dazu lassen.“

Ich ließ mich auf einen der Küchenstühle fallen, in der Hoffnung, dass Esther oder Luella mit mir reden würden, aber sie waren damit beschäftigt, ein riesiges, aufwendiges Abendessen zu kochen, und hatten keine Zeit für Unterhaltungen. Schließlich ging ich zum Haus zurück und wieder hinauf in mein Zimmer, enttäuscht, weil keine von beiden meine Frisur bemerkt hatte.

Als es beinahe an der Zeit war, dass mein Vater nach Hause kam, schlich ich auf Zehenspitzen zum Fenster im oberen Flur und kniete mich auf die Bank, um nach ihm Ausschau zu halten. Vielleicht wäre Tessie nicht mehr traurig, wenn ich Papa bat, Grady zurückzuholen. Und wenn ich Papa erzählte, wie sehr ich mich davor fürchtete, in die Schule zu gehen, würde er mir vielleicht sagen, dass ich nicht zu gehen brauchte.

Endlich hielt seine Kutsche vor dem Haus. Ich rannte die Treppe hinunter ins Foyer und zog die schwere Haustür ganz allein auf – etwas, wofür Tessie mich ausgeschimpft hätte, wenn sie es gesehen hätte. Gilbert, Papas Diener, hielt einen Schirm über Papas Kopf, während er hinter ihm her zur Tür eilte. Mein Vater sah müde aus; die tiefen Falten in seinem attraktiven, kantigen Gesicht ließen ihn alt erscheinen. Ich konnte an den silbernen Strähnen in seinem Haar und seinem Schnurrbart erkennen, dass er mehrere Jahre älter war als meine schöne Mutter, aber wie alt er genau war, wusste ich nicht. Ich hatte auch keine Ahnung, was für eine Arbeit mein Vater tagein tagaus nachging – nur dass er sich gut mit Baumwolle auskannte, dass er Lager am James River besaß, dass er manchmal monatelange, weite Reisen unternahm und dass er sich ständig Sorgen um seine Schiffe machte, die nach Südamerika und wieder zurück fuhren. Aber

trotz des Regens und seiner Müdigkeit sah Papa erfreut aus, als er mich erblickte. Er bedachte mich mit dem vertrauten, schiefen Lächeln, das ich so liebte und bei dem sich eine seiner geschwungenen Augenbrauen und die eine Seite seines Schnauzers belustigt nach oben zogen.

„Nanu, wen haben wir denn da? Niemand hat mir gesagt, dass wir heute Besuch bekommen! Wer ist denn diese reizende junge Dame, die mir ihre Aufwartung macht?“ Er verbeugte sich wie ein Gentleman und küsste meine Finger.

Ich hielt mir die andere Hand vor den Mund und kicherte. „Ich bin es, Papa!“

„Nein! Das kann doch nicht meine kleine Caroline sein. Wirklich, du siehst aus wie eine feine Dame aus Richmond!“

Ich tanzte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen, während ich darauf wartete, dass Gilbert Papas Mantel nahm. Mein Magen zog sich vor Nervosität schmerzhaft zusammen. Als ich meine Stimme endlich wiedergefunden hatte, klang sie sehr klein. „Kann ich dich etwas fragen, Papa?“

„Aber natürlich. Gleich hier entlang, junge Dame, wenn ich bitten darf.“ Er reichte mir den Arm und führte mich in seine Bibliothek. Papa ließ sich wie üblich auf dem Lehnstuhl hinter seinem Schreibtisch nieder, aber ich war zu aufgeregt, um stillzusitzen. Ich blieb vor ihm stehen und wand mich vor Nervosität.

Plötzlich wollte ich keine feine Dame mehr sein. Ich sehnte mich danach, dass mein Papa die Arme ausstreckte und mich aufforderte, auf seinen Schoß zu klettern und ihn zu umarmen, wie ich Eli umarmte. Ich liebte meinen Vater, weil er so gut aussah mit seinem adrett gestutzten Schnurrbart und dem gewellten braunen Haar, seinen maßgeschneiderten Anzügen und den gestärkten weißen Hemden. Papa war immer freundlich zu mir und brachte mir alle möglichen Geschenke mit, wenn er von einer seiner langen Reisen zurückkehrte, aber ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals auf seinem Schoß gesessen zu haben. Wenn ich die starken Arme eines Mannes brauchte, die mich festhielten und trösteten, wenn ich Kummer hatte, dann lief ich zu Eli.

„Dann erzähl mir mal, warum du heute so elegant bist“, sagte Papa, als Gilbert ihm seinen abendlichen Drink reichte. „Hattest du Herrenbesuch, Liebes?“

„Papa!“ Ich errötete bei dem Gedanken, aber dann holte ich tief Luft, weil mir meine Mission wieder einfiel. „Mutter sagt, ich muss ins Mädchenpensionat von Richmond gehen.“

„Du wirst dort das hübscheste von allen Mädchen sein“, sagte er, nachdem er einen Schluck getrunken hatte.

„Aber muss ich denn dorthin? Kannst du nicht eine andere Lehrerin einstellen, die mich zu Hause unterrichtet?“

„Hör mal zu, Caroline. Es ist nicht gut, wenn du die ganze Zeit über zu Hause bist.“

„Aber das ist Mutter doch auch.“

Sein schiefes Lächeln verschwand. „Ich weiß. Aber das ist etwas anderes. Deine Mutter ist ... empfindlich. Du bist ein starkes, gesundes Mädchen.“

Ich wartete, bis er noch einen Schluck getrunken hatte, dann platzte ich mit der Wahrheit heraus. „Aber ich habe Angst, dorthin zu gehen.“

„Umso wichtiger ist es, dass du gehst. Du musst dich mit Mädchen in deinem Alter anfreunden, Liebling, deine Schüchternheit überwinden.“

Ich ließ enttäuscht den Kopf hängen und kämpfte gegen die aufsteigenden Tränen an. Papa stellte sein Glas auf den Tisch und beugte sich vor, um mein Kinn anzuheben.

„Sieh mich an, Caroline. Diesmal bin ich zufällig derselben Meinung wie deine Mutter. Du hast viel zu viel Zeit mit Tessie und Eli und all den anderen Sklaven verbracht. Du bist jetzt eine junge Dame, und es ist höchste Zeit, dass du ein paar passende Freunde findest.“

„Aber sie *sind* meine Freunde – meine allerbesten Freunde.“

„Nein, Liebling. Und nun möchte ich nichts mehr davon hören, verstanden?“

Ich nickte und schluckte Tränen und Widerworte hinunter. Mein Vater schien zufrieden, als er sich wieder in seinem Stuhl zurücklehnte. Aber als er Tessie erwähnte hatte, war mir die schreckliche Begebenheit wieder eingefallen, die mich an diesem Morgen geweckt hatte, und die andere Frage, die ich ihm stellen musste.

„Papa, wo haben diese Männer Grady hingebacht?“

Er wählte eine Zigarre aus der Kiste aus, die Gilbert ihm hinhielt. „Über all das brauchst du dir keine Gedanken zu machen, Caroline.“

„Tessie sagte, wir werden ihn niemals wiedersehen. Stimmt das?“

„Ja“, sagte er mit einem Seufzer. „Ja, das stimmt wohl.“

„Aber warum? Was hat Grady denn getan, dass du ihn fortgeschickt hast?“

„Nichts, Liebling. Wie kommst du denn darauf, dass er etwas getan hat?“

„Einige der Männer auf dem Wagen hatten Ketten an den Füßen, als würden sie ins Gefängnis gebracht.“

Mein Vater schüttelte den Kopf. „Sie kommen nicht ins Gefängnis. Nur Sklaven, die versucht haben wegzulaufen, tragen Ketten. Ich bin mir sicher, Tessies Junge ist schlau genug, das nicht zu tun.“

„Tessie sagte, das sei alles Mutters Schuld. Dass Grady wegen *ihr* weggeschickt wurde.“

Papas Miene veränderte sich. Er schien sich auf einmal unbehaglich zu fühlen und rutschte auf seinem Stuhl hin und her, als würden die Sprungfedern ihn pieksen. Einen schrecklichen Augenblick lang hatte ich Angst, dass ich ihn verärgert hatte und dass er mich mit dem gleichen hasserfüllten Blick ansehen würde, wie Tessie es getan hatte. Aber mein Vater blickte die Zigarre zwischen seinen Fingern an und nicht mich.

„Hör zu, Caroline. Grady ist jetzt ein großer Junge. Es ist an der Zeit, dass er in die Welt hinausgeht, so wie es für dich Zeit ist, in die Schule zu gehen. Du musst neue Freunde finden, und er muss anfangen, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.“

„Aber Grady arbeitet doch. Er hilft Eli mit den Pferden, und er trägt Wasser und Holz für Esther und –“

„Ein kluger, gesunder Junge wie Grady kann eine nützliche Ausbildung bekommen – zum Schmied oder Zimmermann oder in einem anderen Handwerk, das seinem neuen Besitzer nützt. Außerdem haben wir auch ohne ihn genug Hilfe hier.“

„Aber Grady –“

„Sch.“ Papa legte seine Finger auf meine Lippen, um mich zum Schweigen zu bringen. „Grady gehört uns nicht mehr. Ich habe ihn verkauft. Und jetzt will ich nichts mehr über den Jungen hören. Verstanden? Vergiss ihn.“

Papa leerte seinen Drink in einem Zug und legte die Zigarre, die er nicht angezündet hatte, zur Seite. „Du musst mich jetzt entschuldigen, Caroline. Deine Mutter und ich erwarten Gäste zum Essen und ich muss mich umziehen.“

Esther war an diesem Abend die Einzige, die mir beim Essen in meinem Zimmer Gesellschaft leistete. Sie wirkte erschöpft von der Arbeit in der Küche. „Missy“, sagte sie und wischte sich mit ihrer Schürze den Schweiß von der Stirn, „ich bin so müde, dass ich im Stehen einschlafen könnte, genau wie Pferde es machen.“

„Kommt Tessie und bringt mich ins Bett?“, fragte ich.

„Nein, Kind“, sagte sie freundlich. „Lassen Sie Tessie in Ruhe trauern. Sie werden sehen, morgen ist sie bestimmt wieder ganz sie selbst.“

„Aber wer hilft mir dann beim Auskleiden? Ich komme an die Haken auf dem Rücken nicht dran ... und mein Korsett kann ich auch nicht aufmachen ...“

„Dann muss Luella oder Ruby das machen. Ich bin zu erschöpft.“ Esther drehte sich um und ging, doch an der Tür blieb sie noch einmal stehen. „Hören Sie, Missy. Sagen Sie morgen nichts von Grady. Das Beste für Tessie ist, ihn zu vergessen, und das kann sie nicht, wenn Sie die ganze Zeit über ihn reden.“

Das hatte auch mein Vater gesagt. *Vergiss ihn. Vergiss Grady.*

„Aber kann ich sie fragen –“

„Nein, Miss Caroline. Sie können sie gar nichts fragen, was mit dem armen Jungen zu tun hat.“

Der Tag endete so merkwürdig, wie er begonnen hatte. Luella kam und half mir, mich auszukleiden, aber ihre Hände waren so rau und schwielig vom Schrubben und Weniern, dass ich ihr nur gestattete, mein Mieder zu öffnen und die Schnürbänder des Korsetts zu lösen. Meine Petticoats zog ich allein aus. Luella wusste auch nicht, wie Tessie immer die Bettdecke zurückschlug. Oder wie sie mich zudecken sollte.

Es war merkwürdig, die leere Matratze meiner Mammy auf der anderen Seite des Zimmers zu sehen. Ich hatte noch nie allein geschlafen. Ich bat Luella, eine Kerze brennen zu lassen.

„Aber nicht, dass das ganze Haus in Flammen aufgeht“, warnte sie mich, bevor sie wieder in die Küche eilte, um das Geschirr fertig abzuspülen.

Während ich im Bett lag und die flackernde Flamme der Kerze beobachtete, musste ich an Grady denken, auch wenn Papa und Esther gesagt hatten, ich solle das nicht tun. Ich hatte zugesehen, wie Tessie Grady gestillt hatte, ich hatte ihm geholfen, seine ersten wackligen Schritte zu machen, ich hatte gesehen, wie er sich von

einem pummeligen kleinen Baby in einen sorglosen kleinen Jungen verwandelt hatte, der mit mir spielte, als wären wir Bruder und Schwester. Wir waren gemeinsam im Garten herumgetollt, waren auf den Magnolienbaum geklettert und hatten Eli bei der Arbeit mit unseren endlosen Fragen belästigt. Bald war Grady groß genug gewesen, um mitzuhelfen, und während ich lesen und schreiben lernte, hatte er gelernt, wie man die Pferde versorgte und die Räder der Kutsche schmierte. Aber an jedem Nachmittag hatten wir, sobald unsere Arbeit getan war, miteinander gespielt.

Grady war genauso zufrieden und gutmütig wie seine Mutter, und die Arbeiten, die er jeden Tag verrichtete – Holz schleppen und Wasser tragen –, hatten ihn zu einem kräftigen, muskulösen Jungen gemacht. Mit seinen neun Jahren war er genauso groß wie ich und doppelt so stark. Aber an diesem Morgen hatte er so klein und hilflos ausgesehen, als diese Männer ihn den Gehweg entlanggezerrt hatten, so verloren und verzweifelt, als sie ihn auf den Sklavenwagen geworfen hatten. Papa hatte gesagt, ich sollte ihn vergessen. Er hatte gesagt, ich würde Grady niemals wiedersehen.

Ich rollte mich auf den Bauch, vergrub mein Gesicht in den Kissen und schluchzte.



Kapitel 2

September 1853

An meinem ersten Schultag hatte ich eine solche Angst, dass ich mich weigerte aufzustehen. Tessie musste mir die Bettdecke, unter der ich mich vergraben hatte, entreißen und meine Finger, die das Laken umklammerten, einen nach dem anderen lösen und mich aus dem Bett zerren. Sie plauderte unentwegt, während sie mich in meine neue Uniform steckte, und erzählte mir, wie sehr ich meine neue Schule mögen würde, wie viele neue Freunde ich finden würde und noch mehr so dumme Sachen.

„Aber ich habe Angst!“, heulte ich. „Du kannst mich nicht zwingen hinzugehen, Tessie. Ich habe Angst!“

Schließlich gab sie es auf, mich überreden zu wollen. Auf ihrer glatten Stirn war eine steile Falte zu sehen, doch selbst wenn sie zornig war, war Tessie eine der schönsten Frauen, die ich jemals gesehen habe. Sie brauchte kein Korsett, um eine vollkommene Wespentaille zu haben, und sie trug ihre ausgebleichten Kleider aus selbstgesponnenem Garn mit der Anmut und Eleganz wie eine feine Dame ihre Seidengewänder. Tessies Gesicht war ebenfalls vollkommen proportioniert, mit einer fein abgeflachten Nase, dicken, vollen Lippen und schrägen, mandelförmigen Augen. Papa hatte sie einen Monat vor meiner Geburt als Mammy gekauft. Damals war Tessie erst vierzehn gewesen.

Sie schüttelte mich sacht an den Schultern. „Jetzt hören Sie auf sich so anzustellen, Missy. Warum wollen Sie Ihrem Papa solche Schande machen? Wissen Sie denn nicht, dass er einer der reichsten Männer der Stadt ist? Was meinen Sie, wie er sich fühlt, wenn sein